



Der Stacheldraht ist noch da

Rede zur Gedenkveranstaltung beim ehemaligen Loibl-KZ Nord, 14. Juni 2014.

Von Erwin Riess

Am 7. Mai 1945, einen Tag vor dem offiziellen Kriegsende, überwandern die KZ-Insassen ihre Peiniger. Mehrere hundert Überlebende des KZ Loibl zogen auf der steilen Bergstraße ins Tal Richtung Ferlach. Sie ließen das Lager, in dem sie gedemütigt, ausgebeutet und mißhandelt wurden, so rasch es ging hinter sich. Die Häftlinge, die während der Sprengungen im Stollen bleiben mußten, die im Karawankenwinter bitterlich gefroren und im Sommer unter den Myriaden Mücken und der Hitze gelitten hatten, überließen das Lager sich selbst, das heißt: der Natur. Baracken für Gefangene und SS, Wirtschaftsgebäude, sechs Wachtürme, ein Appellplatz, ein zweireihiger Stacheldrahtzaun, ein Laufgraben, noch ein Stacheldrahtzaun und ein sogenanntes Krematorium, eine Grube am oberen Ende des Lagers, in der die Leichen der Ermordeten im Freien verbrannt wurden. Die Natur

nahm das Geschenk an. Dreißig Jahre später war von dem Lager nichts mehr zu sehen. Ein Jungwald verdeckte das Gelände.

Die Befreiten trugen nichts mit sich. Dennoch drückte sie schweres Gepäck: die Erinnerung an die erschossenen Kameraden, an die Gedemütigten und Verratenen, an die Kranken, die vom SS-Arzt Ramsauer ermordet wurden. Damals konnten die Befreiten sich nicht vorstellen, dass Ramsauer, der den Häftlingen Benzin ins Herz gespritzt und sie so genannten medizinischen Experimenten unterworfen hatte, nach dem Krieg eine mit mannigfachen Auszeichnungen des Landes Kärnten veredelte Karriere machen sollte. Noch im hohen Alter, fünfzig Jahre nach seinen Verbrechen, verkündete der Mann, er würde, falls die Möglichkeit bestände, gern alles noch einmal und genauso machen. Sie konnten sich auch nicht vorstellen, dass die offizielle Erinnerung an das Lager unter einem Wald, unter einem sechzigjährigen Fichtenwald, wie er hier noch auf den Fundamenten des Zivillagers zu sehen ist, verschwinden würde.

Bäcker, Fleischhauer und Gewerbetreibende aus den umliegenden Ortschaften hatten am KZ-Betrieb nicht schlecht verdient. Auch Fenster und Türen, Glas, Beschläge und Ziegel fanden für private Zwecke Verwendung. Einzig der Stacheldraht blieb zurück. Es empfiehlt sich nicht, auf der Bergwiese neben dem Appellplatz frei auszuschreiten. Unter den Gräsern und Blumen verbirgt sich der Stacheldraht des einstigen Lagers, er ist verrostet und scharf, und er ist heute um nichts weniger gefährlich als damals.

Sehr geehrte Damen und Herren! Der bedeutende englische Historiker Eric Hobsbawm - er lebte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien und ging dann nach England - sagte sinngemäß: Es gibt keine Vergangenheit. Was leichtfertig so genannt wird, ist ein Bestandteil der Gegenwart. Die Zeitspanne, die wir als gegenwärtig empfinden, reicht mindestens über drei Generationen. Die Gegenwart dauert also rund hundert Jahre. Und in besonderen Fällen dauert sie für immer. Es gibt in diesem

Sinne keine Vergangenheit und keine Zukunft, nur eine immerwährende Gegenwart.

Nicht nur aus diesem Grund ist es unmöglich, Vergangenheit aufzuarbeiten. Man kann Möbel aufarbeiten, man kann einen Rückstand aufarbeiten, das gelingt besser oder schlechter. Aber Vergangenheit aufzuarbeiten, ist ebenso unmöglich wie Vergangenheit zu bewältigen. Die Gewalt, die im Bewältigen steckt, führt letztlich zum Überwältigen. Was indes versucht werden kann und muss, ist aus der andauernden Gegenwart fortlaufende Fäden aufzunehmen, die Lebensfäden jener, deren Leben gewaltsam beendet wurde. Die Lebensfäden der Ermordeten mit jenen der Überlebenden zu verknüpfen, ist die einzige Möglichkeit, wie die vergangene die zukünftige Gegenwart anzuleiten vermag. Ob es sich um Verwandte oder fremde Menschen handelt, ist nicht von Belang. Wichtig ist, dass Lebensfäden der Ermordeten mit den Lebenden verknüpft werden, dass die Generation der Großeltern mit der der Enkel in Beziehung tritt. Für diesen Zweck braucht es regelmäßige Veranstaltungen, in denen die Menschen sich ihrer Stellung in der Gegenwart bewusst werden.

Das Absinken historischer Ereignisse ins Vergessen, das Überwuchern einmal verstandener Zusammenhänge durch den medialen Desinformationsmüll, können durch Elemente der Erinnerungskultur verhindert werden. Gedenkveranstaltungen dienen als Korsettstangen des Bewusstseins, sie verbinden die zeitliche mit der kognitiven Ebene, Trauer und Wut und Empörung mit einem tieferen Verständnis jener Mechanismen, die Gesellschaften überleben oder in Barbarei abgleiten lassen.

Ein Ende faschistischer Parteien und Ideologien ist nicht absehbar. Der Boden, auf dies tödliche Kraut wächst, steht in vollem Saft, an Dünger mangelt es nicht. Wir kennen die Ursachen in Ökonomie und Geschichte.

Faschistische Bewegungen haben einen Hauptzweck, die Zurichtung und Disziplinierung der Menschen im Sinne der Herrschenden. Die Menschen werden angehalten, auf Sündenböcke einzuschlagen, und

Tag und Nacht zu konsumieren. Auf diesem Feld genießen sie alle Freiheiten. Nur eine Freiheit ist ihnen nicht gestattet. Unter keinen Umständen dürfen sie zum Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Lage gelangen. Die digitalen Medien sorgen für Ablenkung und Verdummung, die Rechts-extremen für Verhetzung und Bedrohung.

In Zeiten der Krise werden alte Feindbilder aus dem Fundus der Geschichte geholt: Antislawismus, Antiziganismus (getarnt als »Bettlerhass«), Russenhass, Antisemitismus und ein primitiver Antikommunismus und Antisozialismus.

Dazu kommt: Was Ramsauer noch in roher Form betrieb, steht heute auf der Agenda der Gesundheitsökonomie und der von ihr beschäftigten Zuträger in Politik und Wissenschaft. Die Verschlechterung der Lebensumstände behinderter, alter und gebrechlicher Menschen hat einen Fluchtpunkt: das sogenannte Schöne Sterben, die Beendigung eines vermeintlich nicht lebenswerten Lebens. In Holland, wo einschlägige Gesetze seit Jahren in Kraft sind, fallen jährlich dreitausend Menschen der aktiven Euthanasie zum Opfer. Holländische Behindertenverbände schätzen, dass bei zwei Drittel der Euthanasierten kein Todeswunsch, wohl aber der Wunsch nach Schmerzlinderung und Zuwendung gegeben ist.

Sie mögen sagen, ich beschreibe einen Albtraum. Aber fing der tiefste Zivilisationsbruch der Neuzeit nicht auch mit einem Albtraum an? Mit der Vorstellung einer überlegenen Rasse anzugehören, einer überlegenen Nation? Mit der ungeheuerlichen Annahme, Schwäche sei ein zur Gewalttat herausforderndes Merkmal? Und sind die schlimmsten Albträume nicht jene, deren die Menschen sich gar nicht bewusst sind?

Wir reden nicht von einer fernen Zukunft, sondern von der Gegenwart. In diesem Prozess der Formierung restaurativer und menschenfeindlicher Verhältnisse stehen wir nicht am Anfang. Wir sind mittendrin. Dennoch gilt: Auch wenn die Verzweiflung vieler Menschen in und um Europa wächst, die Bedrohung durch Krieg, Verelendung und Orientierungslosigkeit alltäglich wird: Keine gesellschaftliche Entwicklung ist unumkehrbar. Aller-

dings braucht es für den Kampf gegen die Kräfte der Finsternis ein paar Voraussetzungen. Zu den wichtigsten zählen. Mut und ein langer Atem. Stellvertretend für viele sei der damalige Zivilarbeiter und Widerstandsaktivist Janko Tišler erwähnt. Er war mutig und er hatte einen langen Atem. Zu den Voraussetzungen zählt ferner das unmissverständliche Auftreten gegen rechtsextreme Strömungen und Gruppierungen. Der Irrglaube, es genüge, mit diesen Leuten zu reden, so ließen sie sich von der Schändlichkeit ihres Denkens und Handelns überzeugen, hält sich hartnäckig. Tatsächlich ist es doch so: Reicht man Faschisten die Hand, geht man mit einem Stumpf davon.

Wir brauchen Orte, an denen wir uns ohne Furcht und ohne Einschränkung mit unseren Angelegenheiten befassen können. Wir brauchen einen Hafen, wo wir vor Sturm und Wetter geschützt anlegen und Proviant und Zuversicht für den weiteren Weg aufnehmen können. Wir brauchen Häfen der unzerstörten Menschlichkeit

Schließlich sei noch eine Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben erwähnt: Wir brauchen Orte, an denen wir uns ohne Furcht und ohne Einschränkung mit unseren Angelegenheiten befassen können. Wir brauchen einen Hafen, wo wir vor Sturm und Wetter geschützt anlegen und Proviant und Zuversicht für den weiteren Weg aufnehmen können. Wir brauchen Häfen der unzerstörten Menschlichkeit. Diese Gedenkstätte ist ein solcher Hafen.

Der Stacheldraht ist noch da. Wir haben keine Verwendung für ihn. Wir sind verpflichtet, alles zu tun, dass das so bleibt.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. |

Quelle: Peter Gstettner und Erwin Riess: Loibl-Saga, Kitab-Verlag 2015, Klagenfurt/Celovec, S. 6–12.